

(Nachdruck verboten.)

281

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„Dös is dir erscht geschtan ei'g'fall'n?“

„Na, dös woaß i scho länga; er hot ma scho auf 's Neujohr g'schrieb'n.“

„Geh, hör' auf! Dös brauchd an stark'n Glaab'n. Daß du de ganz Zeit her koan Schnausa it tho hätt'st (nichts davon hast merken lassen) vo dem?“

„Weil i mir selm it g'scheidt gnua g'wen bi. Aba no, ätta werd ma'r aa, und bal bei dir all's anderst würd, kumt i mi aa nimmi ei'g'wohna, und drent hätt i de G'leg'nheit vasammt.“

„M—hm! Und z'weg'n wos bischt na du geschtan so belzi (zornig) g'wen?“

„Es schteht da it guat o, Hansgirgl, daß d' ma du it d' Wahrheit sagst.“

„I ho nix zu'n sag'n.“

„Dös ham mehra Leut g'mirkt, net i alloa, daß du geschtan wos g'habt hoscht; und mit wem ko'scht d' di denn z'kriagt hamm? Mit mir net. Also hoscht mit dem Lacl (Kerl) an Streit g'habt. Und i brauchd nix z'wiss'n; mir schmeißt d' an Strohsack hi und gehst, als wia wann mir it neun Johr mitanand g'arbet' hätt'n.“

Der Hansgirgl war nahe dabei, etwas von seinem Verdruß zu sagen, aber da fiel ihm das Wort vom Lenz ein, daß er ihn feinetwegen auch verklammer'n könne.

Und die Nachrede vollte er sich nicht verdienen; zu was auch? Gehen mußte er, weil das Bleiben kein gut mehr tat. Also krapte er sich hinter den Ohren und setzte eine längere Rede zusammen.

„I bi gern bei dir g'wen, Schormoar, dös sell woaßt du recht guat, und hot aa nix geb'n; aba, net, bal ma sie nimma auhi siecht, indem daß also du nimma lang regier'scht, und mi werd aa'r ätta, und durch dös, daß mir da Betta g'schrieb'n hot, i hätt bei eahm 's Bleib'n, derf ma halt so it vo da Gang weis'n; mi lebt it g'rad heut und muuß aa'r auf Morg'n denka. Dös sell muußt d' selm sag'n.“

„Wann's d' it bleib'n willst, — i kon di net halt'n; und i dank da recht schö, daß d' ma so mit da Tür ins Haus rumpelst. Eh'nder hättst d' ma 's it sag'n kinna, oda mi glei gar um an Rat frag'n, — dös sell waar gar it ganga!“

„Ma übalegt si 's halt hinum und herum.“

„Und red't hinum und herum. Mei Liaba, für so dumm muußt du mi net kassa, daß i gar nix spann. Du hoscht mit 'n Lenz wos g'habt, und i muuß 's Bad aussauka. Aaba dem kimm i, und net schlecht.“

„Na, dös möcht i fei gor it. I mog it mit an Badruß wegkemma.“

„Dös i na mei Sach. Seit an halb'n Johr hätt i nix als Z'widrigkeit'n mit dem Kerl, und jekt vatreibat er mir no d' Leut!“

„Dös kam nacha so auha, daß 'n i schwarz g'macht hätt.“

„I glaab 's amal net anderst, und i schenk 's eahm it.“

„Nacha muußt du an Zeug'n macha, bal's hintadrei hoast, i hätt 'n vasklamperlt. Du muußt as bezeug'n, daß i vo dem gar nix g'sagt hab.“

„Vo wos? Gel, daß 's richti iz? Jekt hon i di g'fangt.“

„I woaß nix, Schormoar, und mi waar 's Liaba, wann mir jekt nix mehr red'n üba dös, und du thast mir mei Zeugnis schreib'n.“

„Hoscht d' as fest an Sinn, Hansgirgl?“

„Jo. Schang, es is amal it anderst!“

„Aba bal i ganz auf deine Seit'n steh?“

„Dös ko'scht d' it. Du muußt mit dein Buam länga haus'n, als wia mit mir.“

„Wart 's o, wia lang i mit dem no haus'!“

„I wünsch enk it, daß ös ausanand kemmt's, uad z'weg'n meina scho gar it. I wer an ander'n Plaz kriag'n.“

„I ho gmoant, du hoscht 'n scho bei dein Betta? Gel, Hansgirgl, hoscht d' di wieda vared't?“

„Na, bal i dir 's amal sag; aba du möggt mi so ausfratscheln, (ausfragen) und dös hot koan Wert it. Daß guat sei, Schormoar! Mir gengan in Fried'n und schö auseinand.“

„Und i muß schang'n, wo i an Knecht herkrag.“

„I woaß da'r oan. Vom Blank in Neubof drent an Blasi; der gang gern vo dahoam weg und hot aa scho öfta g'sagt, daß 's eahm bei dir g'fallat.“

„Dös is schö! Muuß i wiada'r auf a neu's mit oan o'fanga.“

„Der kennt sei Arbet; an dem hoscht d' it viel z' richt'n, und da Lenz is aa do.“

„Red' ma no g'rad net vo dem!“

„Moggt d' ma 's Zeugnis it schreib'n, Schormoar?“

„Wann 's sei muuß, schreib' i 's halt.“

Der Schormayer ging zur Türe und rief der Ursula.

„Bring ma'r a Tint'n und a Fedal!“

„Es muuß all's drin sei.“

„Thua 's no her! I mog 's it suacha.“

Ursula kam in die Stube und fand endlich im Wand-schrank hinter alten Medizinflaschen ein Tintenglas und auch einen Federhalter.

„Wo is na mei Brill'n?“ fragte der Bauer. „Ohne Brill'n kon i it schreib'n.“

Sie war nicht im Schrank und nicht in der Tischschublade und nicht im Schubsack unter der Bank und fand sich zulezt, in einen Kalender eingeklemmt, auf dem Fensterbrett. Der Schormayer setzte sie auf, und da wickelte der Hansgirgl sein Dienstbuch aus allerhand fettfleckigen Papieren und gab es ihm.

„Ja, geht denn da Hansgirgl?“ rief Ursula.

„Geht a? Freili geht a! Weil ma bei enk it bleib'n ko.“

„Wos hon eahm denn i in Weg g'legt?“

„Ma red't net vo dir alloa.“

„Und i ho vo so was übahaupt's nix g'sagt,“ fiel der Knecht ein.

„Also, geh auhi!“ befahl der Schormayer seiner Tochter.

„Mi brauch'a di net zu dem G'schäft.“

Er schlug das Dienstbuch auf und las.

„Eingetretten bei mir am viert'n Februar neunzehnhundert und oans. Do steht no mei Untaschrift. Selbig'smal is da Preßl Bürgamoasta g'wen. Dös san jekt aktrat neun Johr.“ Er schaute über die Brille weg vor sich hin, als wenn er über manches nachdächte. „Selbig'smal is no schöna g'wen. De Bäurin guat beinand, und fingscht aa all's ganz anderst. No ja! Jekt is scho so.“

Er rückte die Brille näher an die Augen und schrieb es mit kratzender Feder und nach mehrmaligen Pausen hin, daß Johann Georg Eggermayer diese Zeit her bei ihm in Dienst gestanden und auch seine volle Zufriedenheit durch Treue, Fleiß und Ehrlichkeit erworben habe.

„Dös ko ma bei dir mit guat'n G'wiss'n schrei'm.“ sagte er.

Ueber den Hansgirgl kam es nun doch wie Heimweh, als er sein Büchel im Empfang nahm und in die Tasche steckte; der Kragen wurde ihm eng, und er zog ihn ausander und schluckte ein paar mal.

„I hä schöne Täg bei dir g'habt, Baua, und i sag dir bagelt's Gott; und des ander woaßt scho.“

„Und i wünsch dir Glück, Hansgirgl, und auf den selbinga Betta waar i schier harb (böse); wann i dro glaabet,“ setzte der Schormayer hinzu, und um seine Mundwinkel war ein verstecktes Lächeln.

Aber dann wurde er wieder ernst, als er sagte:

„Mit dir geht was Guat's vom Hof weg, und i wollt, du waarst blieb'n; aba geg'n dein Will'n derf i di it halt'n. Pfiüt di Good, und daß da 's guat geh!“

„Adjes! Und no'mal schön Dank; und bal i auf Kollbach kimm, derf i scho zukehr'n?“

„Allamal, so lang i do bin.“

Hansgirgl zog den Kopf ein und machte sich still hinaus. Eine halbe Stunde später sah ihn der Schormayer vom

Fenster aus mit seinem Koffer über den Hof gehen und untern Tor sich noch einmal wenden.

Da schaute er zurück auf neun Jahre Leben und Arbeit.

„Söl! Is der alt Spizbua it dahoam?“

Vor der Küchentüre stand ein vierschrotiger Mensch und klopfte mit seinem Stecken ans Fenster.

Ursula fuhr erschrocken zusammen; sie kannte den Fremden nicht.

„Wos willst?“

„Ob der alt Spizbua it dahoam is?“

„Wann's d' moan Bata moanst, der is am Hofstall born.“

„Ah, da schaug her; du bischt de Tochter? De jekt Brüdlin bo Hirtlbach werd?“

„De waar i, ja.“

„Da gratatier i; kriagst d' an warma Bloz. Zeit sie nig.“

„Wer bischt denn du?“

„I bin da Tretter Zaffl vo Bettenbach und hätt' eppas z' red'n mit dein' Bata. So, so, du bischt an Brüdli de sei? Daß ma sei wos z' kassa (kaufen) fragt aa aus erkern Stall!“

„Dös werd na scho er macha.“

„Er is a bissel a G'naua (Genauer).“

„Werd' scho not thoa.“

„Gar so brauchat's as it, aba er hot 's vo seina Muatta. Auf de muakt d' Obacht geb'n, daß i' da'r it z' viel d'rei-red't.“

„Sie kimmt ja in Austrag.“

„Ja meil Austrag! De alt'n Weiba geb'n si ja nia und lass'n it nach; de hamn mehra Häut wia'r a Zwief'l. Und de alt Brüdlin kenna i, de schliast da (schleicht dir) nach in d' Millitamma und in Kella; und bal's d' dös den erscht'n Tag leid'ft, na bischt vakafft, dös jog da'r i.“

„I leid 's scho it.“

„Derst d' aba'r a guat's Mäu hamn, denn de sell hast 's mit drei Schaar'nichleisa aus. Und mit 'n alt'n Brüdli werst d' aa dei Kreuz hannt; der fällt in d' Froas (Krämpfe), wann a moant, es kimnt um an Pfennig Sach hi'wer'n.“

(Fortsetzung folgt.)

71

Lügen.

Von Gustaf Janson.

Fontanara wanderte rastlos weiter, bisweilen lief er lange Strecken. Es war als hätte er sein'n eigenen grüblerischen Gedanken entfliehen wollen. Aber es gelang ihm nicht. Sie verfolgten ihn und ließen ihm keine Ruhe. Mit ständig größerer Wut wiederholte er wieder und wieder:

„Was ist der Krieg? Was ist der Krieg?“

Das war die Frage, die sich in seinem Bewußtsein festgebissen hatte, und auf die er unaufhörlich mit selbstqualerischer, zäher Beharrlichkeit zurückkam.

Schließlich ertrug er es nicht länger.

„Ich muß mir Gewißheit schaffen,“ dachte er. „Ich muß, um jeden Preis, selber die Antwort auf die Frage suchen. Um jeden Preis...“

Er wurde ruhiger. Es war, als beginne in ihm etwas zu sprießen, von dem er wußte, daß es das Samenkorn zur Befreiung in sich barg. Sein Gang wurde langsamer, er richtet sich gerade und hob den Kopf.

Endlich kam Porta Maggiore in Sicht. Er war wieder in Rom. Pietro schlug sich den Staub von den Schuhen und knöpfte den Rock zu.

Es war dunkel, als er die Straßen der Stadt betrat. Die Aufregung war von ihm gewichen, er fühlte sich müde und hungrig. Er suchte mit den Blicken ein Café. Eine Tasse warmer Kaffee war ihm vielleicht anfangs das Beste.

Er trat in das erste Café, das er fand, sank auf einen Stuhl nieder und machte seine Bestellung. In seine scharfen braunen Augen war ein gespannter Ausdruck gekommen. Den Kopf hielt er vornübergebeugt; es war, als hörte er auf Stimmen, die noch nicht das Wort gesprochen, das ihm schon ahnte. Die Gestalt war gebeugt, die geballten Fäuste ruhten auf den Knien, sein ganzes Wesen machte den Eindruck intensiver Nachdenkens. Auf einmal wich die Spannung, es kam wie eine Befreiung.

„Ich geh mit in den Krieg!“ jagte er laut.

Der Kellner, der sich mit dem Kaffeebrett näherte, starrte ihn an. Fontanara begegnete seinem Blick und wiederholte:

„Ich geh mit... als Freiwilliger.“ Er trank seinen schwarzen Kaffee siedend heiß, legte eine Lira auf den Tisch, stand auf und

ging fort. „Ja will wissen, was der Krieg ist,“ murmelte er... „was der Krieg ist.“

Fontanara! Sie begreifen wohl, daß wir eine derartige Schlappeheit im Dienst... eh!... nicht gestatten. Sie haben ein Gewehr und Patronen, damit Sie beides gebrauchen. Und obgleich Sie den Feind in Schutzweite haben, liegen Sie... eh... bloß und starren ihn an. Diesmal mag's Ihnen hingehen, aber... eh!... lassen Sie's nicht wieder passieren!“ Hauptmann Vitale warf sich in die Brust und sah den Pflichtvergessenen mit strengen Blicken an. Er hatte ihn gern, diesen sechs Fuß langen Rekruten, der sowohl Bildung wie Intelligenz besaß, aber bei einer offensibaren Veräumnis durfte er deswegen doch nicht durch die Finger sehen.

Der Soldat Zirilli hustete ein wenig höhnisch. Sein Kamerad und guter Freund Rapagnotti sah mürrisch vor sich nieder. Die Gesichter der übrigen drückten nichts weiter als Neugierde aus.

„Wie gesagt... eh... ich hoffe, Sie werden Ihre Sache das nächste Mal besser machen.“ Hauptmann Vitale nickte freundlich. Er wollte die eben gezeigte Strenge ein wenig mildern.

Pietro Fontanara stand in der vorchriftsmäßigen strammen Haltung und sah seinem Kompagniechef gerade in die Augen. Er gestand sich im stillen, daß er einen Fehler begangen hatte. Er wußte es schon, als er das Gewehr senkte und nur mit neugierigen Ersäunen die Wesen anstarrte, die in der Entfernung von einigen hundert Metern aufgetaucht und gleich darauf hinter einer schützenden Sandwelle verschwunden waren. Er hatte zu einer Erkundungspatrouille gehört, die um einen Hügel schleichen sollte, und dabei unerwartet einige Soldaten entdeckte, die vermutlich in denselben Geschäften wie er und die Kameraden unterwegs waren. Die roten Kopfbedeckungen kennzeichneten den Feind, und die Gewehre begannen jogleich zu knallen. Einzig Pietro Fontanara verhielt sich müßig. Es war wohl wahr, er hatte instinktiv seine Waffe gefaßt und auf die überraschten Türken gezielt. Aber ehe er zum Schießen kam, war ihm blitzschnell ein Gedanke durch den Kopf geflogen: „Du sollst nicht töten!“ Es klang wie ein Postamentstoß, gewaltig und warnend. Da sank das Gewehr wieder ebenso impulsiv nieder, wie es im Augenblick vorher in die Höhe geflogen war. — Als er jetzt vor Hauptmann Vitale stand, erinnerte sich Pietro nur noch der Verwirrung, die er empfunden hatte. Auf beiden Seiten von ihm schossen die Kameraden, weiter hin antwortete der Feind auf dieselbe Art. Dann ließen die Männer gegenüber mit krummen Rücken davon, sprangen in eine Vertiefung, bogen um einen Sandhügel und waren nicht mehr zu sehen. Rechts feuerte Zirilli noch immer mit nervöser Hitze. Erst als Rapagnotti ihm einen mäßigen Rippenstoß gab, hörte er damit auf und sah sich um. Er glied einem Menschen, der plötzlich aus tiefem Schlaf geweckt wird. Die Augen flackerten unstill und ohne vernünftigen Ausdruck nach den Seiten, und die ganze Gestalt zitterte. Das sonderbarste war, daß Fontanara wußte, daß er selber genau ebenso aussah.

Bei der Rückkehr rapportierte der Führer der Patrouille Fontanaras Handlungsweise, das war seine Pflicht.

Hauptmann Vitale schwenkte auf dem linken Absatz herum und entfernte sich. Nach einigen Schritten fiel ihm ein Gedanke ein. „Fontanara!“ rief er über die Schulter.

„Herr Hauptmann!“

„Sie sehen wohl ein, daß es nicht zu meinem eigenen Vergnügen... eh... geschieht... Sie... ich... na, ... eh... Sie verstehen schon.“

Pietro lächelte etwas matt aber freundlich.

„Ich meinerseits begreife ja auch, daß Ihnen die Sache noch etwas ungewohnt vorkommt. Sie sind noch ein Neuling, und die anderen waren schon oftmals im Feuer. Aber Sie haben die Ehre, einem Regiment anzugehören, das sich in vielfacher Weise ausgezeichnet hat, und... eh... Sie sind ein Meisterhütze, das verpflichtet. Ja... eh!... hm! Addio!“

Pietro lehnte zu dem Halbzuge zurück, der im Schatten hinter einer steilen Sanddüne lag. Der Korporal, der ihn vorhin repportiert, schielte unter halbgeschlossenen Lidern nach ihm hinüber. Als er hörte, wie milde der Hauptmann diesen Fontanara beurteilte, zog er seine Schlüsse. Vermutlich war es das Klügste, wenn er bei den Einfällen des langen Rekruten durch die Finger sah und fünf gerade sein ließ. Aber Zirilli lehnte ihm ostentativ den Rücken. Er konnte diesen Laffen nicht aushalten, der hierher gekommen war, um Krieg zu spielen und sich auf Kosten alter Soldaten wichtig zu machen. Sein Freund Rapagnotti sah Pietro mit tückischer Mißgunst an. Das hätte er sein sollen, der sich so zimperlich anstellte, dann wär's ein schönes Donnerwetter geworden. Es war unrecht, einen solchen Unterschied zwischen Kameraden zu machen. Er scharrte wütend mit den Füßen im Sande und brummte ein Schimpfwort.

Pietro legte sich der Länge nach auf die Erde, er war müde und wollte schlafen. Aber sobald er die Augen zumachte, begann sein Gehirn zu arbeiten. Er bereute nicht den Impuls, der ihn in den Krieg getrieben hatte. Die Gewißheit, die er forderte und die zu erhalten ihm ein Lebensbedürfnis war, lag nicht mehr in unerreichbarer Ferne. Er ahnte ihre Nähe, die nächste Stunde gab sie ihm vielleicht. Aber dennoch...

Wie die Bilder auf einem endlosen Film zogen die Erinne-

rungen und Eindrücke, die Erlebnisse und Personen der letzten Monate in schwindelnder Eile an seinem Inneren vorüber.

Er erinnerte sich des Erstaunens, ja, des Entsetzens seiner Verwandten und Freunde über das, was sie einen unglücklichen Einfall nannten, und lächelte bei dem Gedanken an die Zeitungsnotizen über den berühmten Archäologen Pietro Fontanara, der den Entschluß gefaßt, als Freiwilliger den Krieg mitzumachen. Bei dieser Verühmtheit, die so plötzlich über ihn hereingebrochen, konnte er sich nicht eines Gefühls der Bitterkeit erwehren. Fontanara, von dem bisher nur ein kleiner Kreis von Gelehrten Notiz genommen, wurde plötzlich populär, und seine beiden Arbeiten erzielten eine starke Nachfrage in den Buchhandlungen. Es war ihm eingefallen, daß diese Begeisterung einen bitteren Kern enthielt. Wenn das, was er selbst als eine einfache Pflichterfüllung betrachtete, wirklich etwas so Großartiges war, weshalb folgten dann nicht viele andere seinem Beispiel? Lag in der Tat etwas Aufsehenerregendes darin, daß ein starker, körperlich und geistig gesunder Mann zur Verteidigung seines Vaterlandes herbeieilte, bewies das nur, daß der Krieg eigentlich ein überwundener Standpunkt war.

Ihm war indessen nicht viel Zeit zum Grübeln übrig geblieben. Tag für Tag marschierte er auf einem staubigen Kasernenhof herum. Er machte unablässig Bewegungen, die er im voraus konnte, wiederholte Handgriffe, deren Nutzen er nicht einzusehen vermochte. Wenn es im Ernst galt, würde er keine Zeit haben, das Gelernte zu repetieren, dann bestimmten eine Menge äußerer Umstände, die niemand voraussehen konnte, seine Handlungsweise. Unter vier Augen sagte Pietro das dem Leutnant, der unermüdetlich sein Peloton exerzierte. Der junge Mann verstand nicht mal, was der Rekrut meinte. Die Übungen waren im Reglement vorgeschrieben, damit Punktum. Mit dem brennenden, rücksichtslosen Enthusiasmus eines Gläubigen umfaßte der Leutnant sein Exerzierreglement. Der Nutzen davon wurde nicht diskutiert, Einwendungen waren unerlaubt. In Anbetracht der Stellung des langen, überjährigen Rekruten nahm er ihm die Bemerkung nicht weiter übel, aber er meinte doch, ihn vor derartigen ungebührlichen Gedanken warnen zu müssen.

„Dogmen,“ dachte Pietro nach der kurzen Unterredung. Er besaß ja Bildung und ahnte den Schrecken seines jungen Vorgesetzten vor dem aufsteigenden Zweifel der Untergebenen. Diese gewissenhaften Offiziere hatten etwas von dem religiösen Eifer der Geistlichen. Sie glaubten blind an ihre Aufgabe und verkündigten die Notwendigkeit derselben mit wirklichem Fanatismus. Der junge Leutnant hämmerte mit leidenschaftlicher Hestigkeit die Handgriffe in seine Rekruten hinein, rein automatisch nagelten die Korporale alle jene unzähligen Kleinigkeiten fest, aus der die Ausbildung eines Soldaten besteht. Als Pietro fühlte, wie das Gehirn langsam von seinem früheren Inhalt geleert, indes anderes, was ihm unwesentlich erschien, statt dessen hineingestopft wurde, begriff er allmählich. Ihm imponierte die gewaltige Maschinerie, die ihn ebenso gut wie die anderen gepackt hatte. Er beugte sich einweilen vor der physischen Müdigkeit, aber hütete den Zweifel als sein kostbarstes Eigentum.

Ende November schiffte sich die Kompagnie ein. Die Ueberfahrt ging rasch und glücklich von statten.

Der erste Eindruck von der Provinz, um deren Erwerb sein Vaterland so große Opfer brachte, war niederschlagend. Bei störendem Regen marschierte die Kompagnie an festverraumelten Häusern vorbei, durch Straßen, in denen kein lebendes Wesen zu sehen war. Die Stadt lag wie ausgestorben. Schweigend und mürrisch wateten die Männer vorwärts durch Nässe und Schmutz.

Das erste, was ihnen vor den Toren der Stadt zu Gesicht kam, war eine Reihe Galgen. Die Gehängten daran, von denen das Wasser melancholisch herabtropfte, baumelten hin und her im Winde. Pietro bezweifelte keineswegs, daß die Toten schwere Verbrecher gewesen, aber es wunderte ihn, daß seine Landsleute eine Art von Strafe anwandten, die in Italien unbekannt war.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Lebensgemeinschaften.

Der Daseinskampf führt die Organismen unter den verschiedenartigsten Bedingungen zusammen. Er zwingt sie, sich bis auf den Tod zu bekriegen, oder sich zu vereinigen, um gemeinsam den Existenzkampf zu bestehen. Wir wollen hier nur die Beziehungen verschiedener Artangehöriger zueinander — nicht deren Vereinigung zu Familien, Herden, Staaten — besprechen.

In den einzelnen Gebieten unserer Erde, die sich Lebewesen zum Wohnsitz erwählt haben: in Teich und Fluß, in der Heide und im Wiesengrunde, in den Tiefen des Weltmeeres und an den sandigen Küstenstrichen kommt es zur Ausbildung bestimmter Lebensgemeinschaften (Biocönosen), deren einzelne Glieder sich in einer mehr oder weniger starken Abhängigkeit voneinander befinden. Etwas grob kann man eine Scheidung durchführen in Raubtiere und Beutetiere, natürlich bedürfen auch die Beutetiere wieder der Nahrung, die sie entweder durch Jagd auf noch schwächere tierische Lebewesen oder aus der Pflanzenwelt beziehen. Neben diesen ganz groben, wechselnden und bis zu einem gewissen Grade

zufälligen Beziehungen kommt es aber auch zur Ausbildung ganz enger Verbindungen zwischen zwei oder mehr verschiedenen Arten. Diese Verbindungen können nun in den beiden extremsten Fällen entweder beiden Partnern Nutzen bringen, dann spricht man von einer Symbiose, oder von einem Genossenschaftsleben, oder, und das ist der häufigere Fall, der eine der beiden Gesellschaftler lebt vollständig auf Kosten des anderen, des sogenannten Wirbistieres, dann haben wir mit einem echten Fall von Schmarozertum oder Parasitismus zu tun. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es nun, wie wir später hören werden, alle möglichen Uebergänge.

Wir wollen nun zuerst ganz kurz einige Fälle von Symbiose betrachten. Man kann cum grano salis von einer das gesamte Organismenreich umfassenden Symbiose, einem Genossenschaftsleben der pflanzlichen Organismen einerseits, und der Tiere auf der anderen Seite sprechen, denn Pflanzen und Tiere ergänzen sich bis zu einem gewissen Grade in ihrem Stoffwechsel. Die Pflanzen vermögen bekanntlich aus der sie umgebenden Natur einfache anorganische Verbindungen, das Wasser und die Salze des Bodens, die Kohlensäure der Luft usw. zu entnehmen, und sie mit Hilfe ihres Blattgrüns und unter Einwirkung des Sonnenlichtes zu höheren organischen Verbindungen aufzubauen. Die Tiere wiederum sind letzten Grundes bei ihrer Ernährung auf solche von den Pflanzen herstammende Kohlenstoffverbindungen, sowie auf die Einatmung von Sauerstoff angewiesen, die dann in ihrem Körper abgebaut und in einer den Pflanzen zugute kommenden Form wieder ausgeschieden werden. So besteht also zwischen Tier- und Pflanzenwelt eine innige Wechselbeziehung, wobei allerdings das Tier fraglos der abhängigere Teil ist, der ohne die Arbeit der grünen Pflanzenwelt nicht zu existieren vermöchte.

Wisweilen kommt es nun zwischen Tier und Pflanze auch zu einer noch innigeren Beziehung, zu einer festen Verbindung für die ganze Lebenszeit. In unseren einheimischen Gräben und Teichen lebt der jedem Aquariensfreund bekannte Süßwasserpolyp Hydra viridis. Wie schon der lateinische Name viridis (grün) sagt, zeichnet sich das zierliche Tierchen durch eine schöne grüne Färbung aus. Eine Untersuchung ergibt, daß diese grüne Farbe echtes Blattgrün ist, wie man es sonst nur bei pflanzlichen Organismen findet. Das ist höchst merkwürdig, denn der Besitz von Blattgrün galt früher als eines der untrüglichsten Kennzeichen zur Unterscheidung von Pflanzen und Tieren. Eine genauere mikroskopische Untersuchung zeigte jedoch, daß die in den Zellen der Hydra vorhandenen Blattgrünkörperchen gar nicht von dem Tiere erzeugt werden, gar nicht seinem Körper angehören, sondern daß es selbständige einzellige Algenpflänzchen sind, die von außen in die Leibeshöhle der Hydra eingedrungen sind, und von den tierischen Zellen geschützt üppig wachsen und sich vermehren.

Der erste Gedanke bei Beobachtung einer so innigen Vereinigung zweier verschiedener Organismen ist natürlich, daß es sich hier um einen Fall von Schmarozertum handelt, daß die Algen als Parasiten in dem Polypen leben. In Wahrheit haben wir jedoch einen prächtigen Fall von Symbiose vor uns, und Hydra sowohl wie Algen ziehen aus ihrem Bündnis Nutzen. Von den Körperzellen des Polypen umschlossen, finden die Algen Schutz zu ungehörtem Wachstum und Vermehrung, sie sind stets reichlich mit Feuchtigkeit versorgt und partizipieren auch an der von den Geweben des Tieres ausgeschiedenen Kohlensäure. Als Gegenleistung versorgen die Algen den Polypen mit Sauerstoff und auch ein Teil der von ihnen produzierten organischen Verbindungen kommt wahrscheinlich dem Polypen für seine Ernährung zugut.

Bei einigen Meerespolypen ist die Anpassung sogar soweit gediehen, daß die Tiere überhaupt keine Nahrung mehr aufnehmen, sondern sich lediglich von den in ihren Geweben eingeschlossenen Algen ernähren lassen.

Da die Algen bereits in die heranwachsenden Eizellen der Polypen eindringen und so direkt von einer Generation in die nächste „erblich“ übertragen werden, kann man die beiden Symbionten fast als einen einheitlichen Organismus auffassen.

Ein in vieler Hinsicht ähnlicher Fall von Symbiose bilden auch die Flechten, die nichts anderes sind als eine Vereinigung einzelliger Algen mit Pilzfäden.

Wenn ich jetzt noch auf die Symbiose zwischen Einsiedlerkreben und Seerosen, oder Seerosen und bestimmten kleinen Fischen hinweise, so sind das Beispiele genug, um die lebenswichtige Bedeutung eines solchen Genossenschaftslebens zu zeigen.

Doch nicht immer erwächst beiden Partnern Vorteil, viel häufiger ist der Nutzen ganz einseitig, bringt aber dem anderen Teil wenigstens keinen Schaden. Man spricht dann von Symbiose oder Zusammenwohnen. Es ist begreiflich, daß sich bei zahlreichen feststehenden Tieren in ähnlicher Weise, wie wir das bei den Seerosen kennen gelernt haben, das Bedürfnis herausgebildet hat, die durch die Fesselung an einen bestimmten Ort bedingten Schädigungen, Erschwerung der Nahrungsvorsorgung usw. dadurch aufzuheben, daß sie sich an andere frei bewegliche Lebewesen anheften, so finden wir zum Beispiel in unserem Süßwasser sehr häufig die Panzer der verschiedenen Krebsstierarten mit einem ganzen Wald einzelliger Infusionstierchen (Protozoen), zum Beispiel die schöne Plumatella, suchen sich mit Vorliebe das Gehäuse von Sumpfschnecken als Anheftungspunkt aus, lassen sich von den Schnecken herumtragen und partizipieren wahrscheinlich auch an deren Nahrungsüberresten.

Noch verbreiteter ist ein solches Verhalten bei zahlreichen Meeresbewohnern, z. B. den merkwürdigen festsitzenden Krebsarten, den sogenannten Rankenfüßern oder Cirripeden, von denen die Entenmuscheln und Seepoden die bekanntesten sind. Namentlich die großen Säuger des Meeres, die Walfische usw., ferner Haiische, Schildkröten und andere Tiere sind oft mit zahlreichen Rankenfüßerkrebsen geradezu bedeckt. Daß die Tiere von ihrem Wirt aber wirklich nichts weiter wollen, als sich von ihm herumtragen zu lassen, geht wohl am klarsten daraus hervor, daß sie sich ebenso gern an toten beweglichen Gegenständen, zum Beispiel an dem Rumpfe der Seefische festheften. Durch ihr massenhaftes Auftreten können die Rankenfüßer sogar zu einer direkten Plage werden, indem sie den ganzen Schiffsboden mit ihren saugigen Gehäusen überziehen, und durch Erhöhung des Reibungswiderstandes natürlich die Schnelligkeit beeinträchtigen. So müssen denn auch die Schiffe, welche von einer größeren Reise aus den südlichen Meeren heimkehren, stets erst im Dock von diesen Krebschalen gesäubert werden.

Auch der seit altersher berühmte Schiffshalter, Echeneis, ein zu der Unterordnung der Acanthopterygier gehörender Fisch, heftet sich mit Hilfe einer dicht über den Nasenlöchern beginnenden über den Kopf bis auf den Rücken sich erstreckenden Saugscheibe, mit gleicher Vorliebe an anderen größeren Fischen oder auch an Schiffen fest und läßt sich von ihnen herumtragen.

Nach den Angaben älterer Autoren soll man früher an der afrikanischen und amerikanischen Küste den Schiffshalter vielfach zum Fisch- oder Schildkrötenfang benutzt haben, indem man die Tiere an einer Leine befestigt in das Wasser hieft und wartete bis sie sich an irgend einem Beutetier festgesogen hatten, um dann das betreffende Tier zugleich mit dem Schiffshalter wieder an den Strand zu ziehen. Man stand diesen Erzählungen lange Zeit sehr skeptisch gegenüber, bis Stalota, Gill und andere Forscher sich durch Augenschein von ihrer Richtigkeit überzeugen konnten. Auch einige Landtiere lassen sich sogar zeitweise von anderen stärkeren Tieren herumtragen. So klammert sich zum Beispiel der bekannte kleine Wüchserfrosch bisweilen an Fliegen an, um sich an einen anderen ihm geeigneter erscheinenden Ort tragen zu lassen. Eines der schönsten Beispiele hierfür bietet aber zweifellos eine unter dem Namen Maimurm (Meloe) bekannte Halbläferart. Schon Linné war es aufgefallen, daß der Körper bestimmter Bienenarten bisweilen mit eigentümlichen, kleinen, lausartigen Tierchen besetzt war, die sich mit ihren Beinchen fest an den Haaren der Bienen anklammerten. Bereits De Geer wies 1765 auf die Ähnlichkeit dieser „Läuse“ mit den Larven der Maimürmer hin, konnte aber mit seiner Ansicht, daß es sich wirklich um die parasitisch lebenden Maimurm-Larven handelte, nicht durchdringen; erst durch die sorgfältigen Untersuchungen Newpurs und Fabres wurde die merkwürdige Geschichte des Maimurms aufgeklärt und sichergestellt.

In diesem Zusammenhang dürfen auch die sogenannten Gasttiere, die man regelmäßig in den Wohnungen vieler staatenbildenden Insekten, vor allen Dingen bei Ameisen und Termiten antreffen kann, nicht unerwähnt bleiben. Im Laufe der Jahre hat man mehrere hundert verschiedene Arten von Ameisengästen aus den Gruppen der Blattläuse, Spinnen, Fliegen, Käfern, Asseln usw. kennen gelernt. Am bekanntesten ist es ja, daß viele Ameisenarten sich große Herden von Blattläusen, gleichsam als Milchkuhe, halten, ihnen besondere „Ställe“ errichten und sie regelmäßig „melken“, d. h. durch Betrommeln mit den Fühlern die Blattläuse dazu bringen aus ihrem After ein honigartiges Exkrettröpfchen auszuküßeln, das die Ameisen begierig auflecken. Andere dieser Ameisengäste scheiden aus bestimmten Drüsenhaaren eine bezaubernde Flüssigkeit aus, derenwegen sie von den Ameisen gepflegt werden, obwohl sie unter der Brut ganz mörderisch hausen. Wer Näheres über diese interessanten Beziehungen erfahren will, den verweise ich auf zwei lehrwerte, zusammenfassende Arbeiten von Professor Escherich über die Ameisen und Termiten, in denen auch die verschiedenen Gasttiere eingehend behandelt werden.

Th.

Kleines feuilleton.

Vorgeschichtliche Wohnstätten und die Methode ihrer Untersuchung. Ueber diese Materie verbreitete sich Dr. Kieckheufsch-Werlin auf dem Anthropologentag in Weimar wie folgt: Bis vor Kurzem ist die Untersuchung der vorgeschichtlichen Ansiedlungen mit ganz wenigen Ausnahmen arg vernachlässigt worden. Man kannte die Kultur der Vorzeit fast nur aus Gräbern. Dadurch wurde das Bild einseitig und unvollkommen. Die Vernachlässigung der Ansiedlungen hatte ihren Grund in der Mangelhaftigkeit der Ausgrabungstechnik und darin, daß es schwierig war, Kräfte und Mittel für eine gründliche Untersuchung zu erhalten. Eine oberflächliche Untersuchung ist aber auf diesem Gebiete vollkommen erfolglos. Sie fördert weder Funde ans Licht, noch kann sie irgendwelche wissenschaftlich bedeutsamen Beobachtungen aufweisen. Vor Raubgräbereien sind die Wohnplätze auch ohne Gesetz geschützt. Der Vortragende stützt sich bei seiner Darstellung auf die zahlreichen

eigenen Erfahrungen, die er bei den von ihm angeregten und geleiteten Ausgrabungen des Märkischen Museums zu sammeln Gelegenheit hatte. Es ist im Laufe der letzten beiden Jahre gelungen, mit Hilfe von Mitteln, die ihm die Stadt Berlin zur Verfügung stellte, Ansiedlungen aus allen Perioden der Vorzeit eingehend zu untersuchen. Von den nicht weniger als 15—20 Wohnplätzen, die das Märkische Museum jetzt in Arbeit hat, sind die wichtigsten ein Steingewölbehäuser bei Trebus im Kreise Lebus (5—6000 Jahre alt), das bekannte bronzezeitliche Dorf bei Buch (3000 Jahre alt), eine große germanische Ansiedlung aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung (frühromische Kaiserzeit mit Rädertechnik und Mäanderverzierung) bei Großbeeren, eine spätgermanische Anlage bei Paulinenaue aus dem 3. und 4. Jahrhundert, eine frühwendische Siedlung bei Hafensfeld in der Nähe von Fürstenwalde und der Grundriß eines Bauernhauses aus der Frühzeit der Mark (12. bis 14. Jahrhundert) bei Niedergörsdorf im Kreise Jüterbog. Dazu kommen Wohnplätze bei Neufölln, Wuhlfuß, Romaves, Paulshof, Nadel, wo ein vorgeschichtliches Dorf unter einer 4 Meter hohen Düne verschüttet liegt, Herzdorf, Pichelswerder usw. Diese große Zahl der Fundstätten, von denen jede einem großen Museum Arbeit auf Jahre hinaus geben würde, läßt uns ahnen, was auf diesem Gebiete noch geleistet werden muß und geleistet werden kann. Der Erfolg war bis jetzt in allen Fällen überraschend. Wir kennen nun fast bis in alle Einzelheiten hinein das vorgeschichtliche Dorf, das Haus, seine Bauart und seine Einrichtung und die Geräte des täglichen Lebens. Wir wissen jetzt, daß die Untersuchung der Wohnplätze eine der vornehmsten Aufgaben der Vorgeschichtsforschung ist. Der Vortragende gibt ein Bild von den Ansprüchen, die man an eine Ausgrabung vorzeitlicher Ansiedlungen stellen muß und betont vor allem die streng wissenschaftlichen Aufgaben, die dabei zu lösen sind. Eingehend wird auf die verschiedenen Wege der Entdeckung alter Wohnplätze hingewiesen, auf die günstige Zeit der Untersuchung und auf die Überwindung aller Schwierigkeiten, die sich einer erfolgreichen Untersuchung entgegenstellen. Die Durchforschung der Humusdecke und die mit peinlichster Gewissenhaftigkeit unternommene Untersuchung der Kulturschicht wird an zahlreichen Beispielen und an der Hand von Lichtbildern erklärt. Die Beobachtung der feinsten Unterschiede einzelner Bodenschichten hat uns die Möglichkeit gegeben, einen Einblick zu gewinnen in den Aufbau der Wände, die Anlage des Herdes und die Herstellung von Pfostenlöchern, die wir als Elementarmittel der modernen Ausgrabungstechnik bezeichnen müssen. Trozdem ist es dem Vortragenden möglich gewesen, auch Grundrisse alter Häuser festzustellen, die keine Pfostenlöcher aufweisen. Und das ist ein großer Fortschritt auf dem betretenen Wege. Da auf dem Ausgrabungsfelde immer neue Beobachtung zu gewärtigen sind und immer neue Bahnen eingeschlagen werden müssen, so fordert der Vortragende neben der selbstverständlichen wissenschaftlichen Vorbildung des Leiters, seine stete Anwesenheit auf dem Platze und geübte Hilfskräfte, die dafür bürgen, daß unter der immerwährenden Kontrolle des Ausgrabungsleiters nichts zerfällt, alles dagegen sorgfältig beobachtet wird, daß die Ergebnisse der Ausgrabungen in einwandfreier Weise durch die Photographie und Zeichnungen festgehalten, daß die Fundstücke ausnahmslos sorgfältig gesammelt werden. Auf diese Weise wird es dahin kommen, daß wir bald ein richtiges Bild der vorzeitlichen Kulturen erhalten, daß wir auch anderen Wissenschaften (z. B. der Haustierforschung) wichtiges Material zuführen können und daß wir in ein wichtiges Verhältnis kommen zur Schwesterwissenschaft, der klassischen Archäologie.

Was ein blindes Auge wert ist. Ein merkwürdiger Rechtsfall hat in den letzten Wochen die englischen Gerichtshöfe bis in die höchsten Instanzen beschäftigt. Es handelte sich um einen Arbeiter, der früher durch einen Unfall auf einem Auge das Sehvermögen eingebüßt, seine Arbeit dann aber wieder aufgenommen hatte. Später wurde er von einem zweiten Unfall betroffen, dessen Folgen es nötig machten, das blinde Auge zu entfernen. Dadurch wurde der Mann arbeitslos, weil nun seine Blindheit auffällig geworden war. Der erste Gerichtshof, bei dem der Entschädigungsanspruch geltend gemacht wurde, stellte sich auf den Standpunkt, der Begriff der Arbeitsunfähigkeit müsse wörtlich verstanden werden, und demnach habe sich durch den zweiten Unfall nichts geändert, weil die Arbeitsbedingung zuvor dieselbe gewesen sei wie danach. Nach eingeleiteter Berufung kam die Entscheidung vor den höchsten Gerichtshof, nämlich vor das Oberhaus, das den ersten Urteilspruch umstieß, womit gemäß der gesunde Menschenverstand einverstanden sein muß. Der Lordkanzler sprach seine Meinung dahin aus, daß nach dem gewöhnlichen und volkstümlichen Begriff des Wortes eine Arbeitsunfähigkeit dann besteht, wenn jemand einen Mangel hat, der ihn außer Stand setzt, eine nützliche, auf dem Markt verwertbare Arbeit zu finden. Eine teilweise Arbeitsunfähigkeit besteht, wenn seine Arbeit als minderwertig erachtet worden ist. Da nun der Arbeiter erst durch den völligen Verlust seines Auges in die Lage gebracht worden sei, seine Arbeitskraft nicht mehr in eine lohnende Verwendung bringen zu können, so müsse seine eigentliche Arbeitsunfähigkeit erst von diesem Zeitpunkt bemessen werden. Eine andere Entscheidung würde die Gefahr mit sich bringen, daß ein Arbeiter für die tatsächlichen Folgen eines in seinem Beruf erlittenen Unfalls keine Entschädigung erhalte. Infolge dieses Urteils des Hauses der Lords ist dem Arbeiter ein voller Entschädigungsanspruch zuerkannt worden.